

Information | Satire | Kultur



Die andere Seite der Stadt.


November 2003

 EDITORIAL Seite 2


---

 KULTURKAMPF Seite 3


---

 GEKAUFT! Seite 7

---

 ÜBERLAND Seite 9

---

 TAGEBUCH Seite 14

---

 AUTOREN / KONTAKT Seite 20

---

## **Freundschaft,**

liebe Leserinnen und Leser, und ein fröhliches Seid Bereit!

Denn die Genossen sind wieder da und bilden die größte Fraktion in der Potsdamer Stadtverordneten-Versammlung. Schon werden die Schaufeln verteilt, den Potsdamer Stadtkanal wieder zuzuschütten, und die Abrissbirne für das Fortunaportal schwingt sich schon mal ein. Stattdessen werden 4 Millionen neue Kindergärten gebaut, alle Stasi-Akten verbrannt und Sächsisch wird zur Amtssprache erklärt.

Es wird kälter in Potsdam, und das nicht nur, weil der Winter kommt. Mütze auf! befiehlt

## **Die Redaktion**

## Frauen! Lest keine Bücher!

Der fiese Karrierekiller

Von M. Gänzel

Thomas Steinfeld hat ein Problem: „Zwei Drittel aller Leser sind heute Leserinnen. Die Frauen haben viel nachzuholen. Und die Männer viel zu verlieren.“ Sein Problem begründet sich im letztzitierten Satz. Was passiert, wenn immer mehr Frauen lesen? Keine Zeitschriften, keine Kochempfehlungen, keine Bügelbrettbedienungsanleitungen, sondern, Gott und FAZ solln schützen: BÜCHER?

Da begann es: In der FAZ, im Sommer, lrumlarum Löffelstiel, unsre Frau die machen zuviel. Nämlich Meinung. Im Fernsehen, Christiansen Illner Maischberger Heidenreich, man kann ja nix mehr anschauen, ohne dass ne Schnatze daherkommt und einem sagt, was man denken soll – es gihihibt keine Männer mehr, alles Weichwampen, wohoho sind sie geblieben, die großen Alten – so klang und rang es, auch im Tagesspiegel daraufhin. Es war ein Aufregerchen, ein Sommerloch (sic!), dem sich die Damen weitgehend enthielten – sie wissen, wie hoch ihr Anteil am Bruttosozialprodukt in diesem Lande ist.

Nun ist Herbst und die Süddeutsche will auma was sagen. Wochenendbeilage wird ja gern gelesen, da gibt sich auch die SZ besonders Mühe, da wird der Steinfeld Thomas mal eine Geschichte machen zu dieser unseligen Meldung. Die Weiber lesen zuviel, da gehört draufgehaut. Weil, das gibt Verluste bei den Männern. Welche?!

Herr Steinfeld haut folgendermaßen:

1) „Früher war die Frau das Opfer der Literatur.“ Er nennt Flaubert, Gellert, Dumas und Fontane. Ein früheres „früher“ gäbe es, wie es auch Literatur gäbe, die ihre weiblichen Protagonistinnen mitnichten zu Opfern erklärte. Wie es, oh Gott, auch weibliche Autorinnen gäbe, links und rechts von Flaubert, Gellert und Dumas. Nur einen Tellerrand abgeleckt, dass man drüberschauen kann – und die Suppe wäre nicht verdorben.

2) Elke Heidenreich ist nun dran. Die hat es gewagt, auf ein „männliches Buch“ zu setzen, d.h. ein Buch zu empfehlen, in dem es statt um Liebe um Kommunikationstechnologie geht. Also auch um Liebe, aber hauptsächlich um Dings, Technik. Das wird erklärt mit der „Emanzipation der Frau von der Frauenliteratur“, außerdem wird Elke Heidenreichs Weigerung zur Verführung (was ja nun echt weiblich wäre) moniert. Stattdessen beschimpft Steinfeld sie mit dem schlimmsten Wort, das ihm einfällt: „Herbergsmutter“. Aber die darf sie ruhig sein, weil eh nur Weiber gucken und schon Reich-Ranicki ja eher weiblich und die Löffler eher männlich –

Die Männer verlieren also eine vernünftige Literatursendung. Wenn man Steinfeld folgen möchte, entbehren echte Kerls seit dem 30. Juni 2000 eine richtige Literatursendung. Weil da die Löffler dem Ranicki – nee umgekehrt. Aber lesen Sie weiter, bitte. Bitte.

Dieses komische „Milieu“, so nennt Steinfeld diese verkommene Welt, in der mehr Frauen als Männer lesen, ist seiner Meinung nach entstanden, „weil Frauen etwas nachzuholen haben. Noch ihre Mütter waren zum großen Teil daheim geblieben, von den Großmüttern ganz zu schweigen, verwiesen auf den häuslichen Bezirk. Die Frau war ein einzelnes Wesen. [Immer noch Zitat!] Eine im emphatischen Sinne gesellschaftliche Sozialisation war bis vor gar nicht langer Zeit den Männern vorbehalten, den Geschichten von Erfolg und Misserfolg aus dem Betrieb, den Erzählungen aus dem Krieg.“

Jetzt weiß ich, warum meine Oma so viel gelesen hat! Weil Opa im Krieg blieb! Aber da konnte er ja gar nicht erzählen... die Geschichten, die die Väter ihren Söhnen erzählt haben, damals, nach 45, das war ja ne Wolke. Gar nicht mehr raus kamen die ausm Reden, wie Wasserfälle, ganz neidisch die Ehefrauen... nee, damals waren auch noch nicht so irre viele Frauen Leserinnen wie heute... falsch verstanden. Wahrscheinlich sind nur die Omas gemeint, die „Großmutter“ genannt werden? Hildegard von Bingens Meinung über den „häuslichen Bezirk“ wäre auch interessant, aber ach: Ausnahmen. Was haben die Männer verloren? Ihre Geschichten. Jetzt gehören sie auch den Frauen, jetzt können die auch erzählen. So Steinfeld. Was bis vor 50 Jahren von Frauen geschrieben wurde, ist demnach in echt von Männern ge-, er- und durchlebt und also auch aufgeschrieben worden.

Kommen Sie. Einer noch:

3) „Es gibt in der Gegenwartsliteratur keine Regionen des formal Schwierigen, Kühnen, Experimentellen oder Kühl-Analytischen ohne hohe Anteile weiblicher Leserinnen und Autoren mehr.“

Jetzt verlieren die Männer also auch noch die Macht des Wissens, ziehen sich die Frauen jetzt sogar den Kluge rein. Ein Elend.

Dass es ein Elend ist, sagt Steinfeld nicht. Er sagt, dass das ganze weibliche Übergewicht vor allem damit zu begründen ist, dass die Männer dankend verzichten. Sie lesen nicht, sie schlagen „Bildung, Lebensklugheit und Weltläufigkeit“ aus, die in der Literatur enthalten sind. DAS ist ein Elend und heißt, dass nicht-lesende Männer doof, naiv und kleingeistig sind? Oder holen die sich das aus ihren Betrieben und Kriegen? Oder is eh Wurscht, weil schlimm alles?

Thomas Steinfeld hat ein Problem: Da sind plötzlich mehr Frauen in irgendeiner Statistik, und keiner, auch er nicht, kann es begründen. Die sind vom Himmel gefallen, wie Hexen auf ihren Besen dahergeritten, einfach gelandet in männlichen Bücherläden. Ausgeräumt und abgehoben, Weltflücht-, -läuf- und -kennerinnen. Nix Alexander, Lebenskluge!

Das unschöne Nebenelement missglückter Erklärungsversuche ist die Pauschalisierung, Beleidigung des Sujets. Herrn Steinfeld ist das ganz wunderbar gelungen. Die noch viel unschönere Konsequenz kann ein Kopfschütteln sein, wenn es für Herrn Steinfeld demnächst darum geht, einer Frau Mitte 30 den nächsten Karriereschritt zu ermöglichen. Wenn die dann auch noch Mutter ist, isses ganz aus.

© POTZDAM 2003 – M. Gänse!

| KULTURKAMPF |

## **Sinnsuche hinter Stammeleien (I)**

Martin Hohmann und die anderen

*Von Mathias Deinert*

Da haben wir sie wieder, unsere halbjährlichen Antisemitismus-Skandale! Fast hat man schon darauf gewartet. Wenn es sie nicht gäbe, könnten Politiker, Zeitungen, Kommentatoren, ja selbst Menschen wie Du und ich ihre Rechtgläubigkeit gar nicht mehr richtig beweisen.

Und so glaube ich, kommen Antisemitismus-Skandale allen öffentlich Redebefähigten gelegen. Das ganze Reden von den Missetaten einzelner setzt dann ein, von den nazibraunen Denkstrukturen einzelner und dem Konsequenzenziehen – einzelner. Es ist das

immer gleiche Räderwerk, das in Gang kommt. Ich beschreib es nicht. Jeder kennt es.

Gar nicht innerhalb des öffentlichen Geredes sind die HINTERGRÜNDIG tätigen Überbleibsel schlimmer Vergangenheiten.

So wird im Vordergrund viel darüber gestritten, ob die Firma Degussa (obwohl sie erkennbar ihre Vergangenheit aufgearbeitet habe) zum Holocaust-Mahnmal beisteuern darf. Es wird nicht mehr gefragt, was alles zwischen dem Damals und dem Heute liegt: Es zählt einzig der Schandfleck in der Biografie. Es zählt einzig, dass ihre Tochterfirma Gas in die KZ geliefert hatte.

Dass – neben Außenminister Fischer – auch andere aus ihrer unrühmlichen Vergangenheit lernen können, zählt plötzlich nicht. Degussas Mitarbeit am Holocaust-Mahnmal als Wiedergutmachung zu deuten, steht außerhalb jeder Frage: Denn sie gilt immer noch als Halbnationalsozialist oder Viertelnationalsozialist, oder zumindest als nationalsozialistisch versippt... Für mich sind SOLCHE Denkstrukturen Schatten der Vergangenheit!

Auch das Abstrafen ohne eigentliche Kenntnis des Steins des Anstoßes ist ein Überbleibsel aus ungueten Tagen. In Erlangen wurde jüngst ein Stück aufgeführt. Es hieß „Die Wölfe“, geschrieben von Hans Rehberg, der seinerzeit Mitglied der NSDAP war und u.a. Regime-begeisterte Stücke schrieb. Dazu meinte Ralph Giordano auf die Frage, wovon das umstrittene Stück denn handle, schlicht: „Man braucht es nicht zu kennen, um es ablehnen zu müssen!“ Darf man es sich tatsächlich so einfach machen? Es ist (ich wiederhole mich) ein Abstrafen ohne eigentliche Kenntnis des Steins des Anstoßes. Und das ist Mode. Eine ganz alte Mode.

Wie steht es um die jüdenfeindliche Rede des Abgeordneten Martin Hohmann: Wer von den Lesern dieses Textes kennt Hohmanns Rede ganz? Ich meine GANZ – nicht bloß zusammenhanglose Fetzen aus der Presse. Die Rede ist nirgendwo mehr nachzulesen. Ein öffentlicher Streit ist ohne den Wortlaut der Rede eigentlich nicht möglich. Doch der Streit wird geführt. Sogar eifrig geführt. Allein anhand zusammenhangloser Zitate. Einen ähnlichen Streit zu führen anhand des jüngsten Paul-Spiegel-Zitats „Auschwitz hatte den Slawen und anderen nicht gereicht“ wäre undenkbar.

Das eigentlich Verwerfliche an Hohmanns Rede ist: unterschiedslos DIE Juden herzunehmen, um ihnen „Tätervolk!“ im Konjunktiv vorzuwerfen, um damit das grelle Scheinwerferlicht auf die geschichtliche deutsche Sünde abzuschwächen. Solange Verallgemeinerungen nicht aufhören, solange statt zu klären viel lieber abgelenkt und abgeurteilt wird, lebt die Vergangenheit fort – übrigens ohne Ansehen des Standes, der Herkunft, des Glaubens.

Eine NEUE Errungenschaft aber haben wir Heutigen dennoch vorzuweisen. Jedenfalls ist mir keine Volksverblödung bekannt, die ähnlich ungeschoren davonkam: Am 3. November huschte eine Meldung durch die ZDF-heuteJournal-Sendung: Martin Hohmann nehme die Rüge seiner Parteichefin an und DISTANZIERE SICH von SEINEN jüngsten antisemitischen Äußerungen.

Das ist ein dolles Ding! Nun können sich Redner von ihren eigenen Äußerungen distanzieren. Das ist Besessenen-Mentalität: So, als hätten sich Worte von selbst gesagt. So als sei Hohmann seine Rechthaberei aus der Feder gestolpert, aufs Papier gefallen, hätte allen Streichungen getrotzt, um schließlich von seiner Zunge zu hüpfen – und den Weg sogar noch in die verschriftlichte Internet-Fassung zu finden, die es nun nicht mehr gibt. Potzblitz!

Tags drauf: Der Chefredakteur der FINANCIAL TIMES DEUTSCHLAND äußert sich zum Thema Hohmann, und stellt erst einmal klar, dass er dessen Äußerungen für „unerträglich“ hält.

Ich kann die Leute nicht mehr zählen, die in den letzten 48 Stunden das immer gleiche Wort benutzen: „unerträglich“. Bei Möllemann und Däubler-Gmelin gab es noch andere Signalwörter, die anzeigten, dass man zum denksauberen Lager gehörte. Diesmal steht man auf der sicheren Seite, wenn erst einmal „unerträglich“ vorausgeschickt wird. Alles danach Gesagte ist halb-empörtes Blabla, das den Streitgrund kurz „jene antisemitischen Äußerungen“ nennt. Eine Auseinandersetzung damit beginnt nie. Was man denn genau „unerträglich“ findet (es kann kaum die gesamte Rede sein), bleibt im Dunkeln. Zuerst hat dieses Wort über Hohmann übrigens Angela Merkel geäußert. Dann plapperten es alle anderen ungefühl nach.

Wer hakt bei solchem Gequatsche nach? Journalisten? Journalisten haken nicht mehr nach. Ihre Aufgabe wäre, es der Schaumschlägerei schwerer zu machen. Doch entweder bohren Meinungsmacher aus Denkfaulheit nicht nach, oder aus Furcht, was aus ihrem Gesagten (von andern) gemacht wird. Und DIES lässt unguten Geist von damals bis heute in allen Verkleidungen weiter leben.

© POTZDAM 2003 – Mathias Deinert

| KULTURKAMPF |

## Sinnsuche hinter Stämmeleien (II)

„Motivationale Elemente“

Von Mathias Deinert

Es braucht zuweilen nicht viel, um eine Lüge, eine Halbwahrheit oder zumindest eine Hochstapelei als solche zu entlarven. Manchmal braucht es dazu nur ein einziges Wort. In meinem Falle brauchte es ein ganz besonders sperriges, unverständliches, aber aufschlussreiches: das Wort „motivational“. Igitt.

„Motivational“ ist den pennälernden Schreibern unter uns ein ganz geläufiges Wort. Es ist wie all das gelehrte Gewäsch, das uns täglich von Buchseiten, aus Zeitungsblättern oder aus dem Munde studierter Leute entgegenprasselt: hübscher unverständlicher Klingklang.

So ähnliche Brocken aufzulisten ist das Langweiligste und Unsprachlichste überhaupt: relativ, ultimativ, kommunikativ, fiktional, mental, lateral, legitim, praktikabel, signifikant, sukzessive, grassieren, konterkarieren, duplizieren, differenzieren, eliminieren, identifizieren, reflektieren, realisieren, Inadmissibilität, Inkompatibilität, Reziprozität, ethisches Pathos, pathetisches Ethos – in vier Stunden ununterbrochenem Redeschwall sind diese Scheusale nicht vollständig aufgezählt.

„Motivational“ ist ein Wort, das sich in einer öden Germanistikstunde durch meinen Gehörgang schob. Ich glaubte zuerst, es sei Träger einer Information: Der Professor sprach über ein Lehrbuch, und dieses Lehrbuch enthalte etliche „motivationale Elemente“. Nun, wahrscheinlich tut sich Eingeweihten hierbei ein gesamter Kosmos auf. Gerade Wissenschaftler verteidigen ihr Fachchinesisch immer mit der Lüge, die Kunstwörter seien so hübsch fest umrissen, treffen die Sache genauer als jedes deutsche Wort – in ihrer Sprache heißt das sinngemäß: die Termini sind explizit definiert und evozieren semantisch-konkrete Ideenkatégorien.

Mal ehrlich: Bei Lichte betrachtet ist „motivational“ ziemlicher Unsinn. Wie jedes, aus griechisch-lateinischen Schablonen zusammengeschnitzte Wort. Warum? Nun, es ist blanker Zufall, dass „motivational“ so und nicht anders heißt. Blanker Zufall.

Derjenige, der es einst bildete, dachte vielleicht an Nation und national, und dachte weiterhin, es sei die einzig mögliche Form eines Eigenschaftswortes zu Motivation.

Aber er hat Unrecht. Wir haben für griechisch-lateinische Kunstwörter gar keine Bildegesetze. Warum ist denn „motivational“ nicht dem Beispiel von Konfabulation/konfabulationistisch gefolgt, um von nun an „motivationistisch“ zu lauten? Aber auch dies ist willkürlich. Denn es gibt die Tradition nebst traditionell, warum also heißt es nicht motivationell?

Warum nicht wie Inquisition/inquisitorisch auch motivatorisch? Es gibt die Inflation, die Station, inflationär und stationär: warum also nicht motivationär? Oder warum nicht motivationös – nach Infektion/infektiös? Oder motivationabel, motivationibel, –nobel, –nubel? Gut, motivationativ klingt umständlich. Aber motivativ? Das klingt fein! Und folgt dem Beispiel Aktion/aktiv.

Solche Wortbilderei kann sich bis zum akademischen Krampfanfall steigern: Wir sagen nämlich Aristoteles/Aristotelisch, wir sagen Spinoza/Spinozistisch, sagen Kafka/Kafkaesk: warum also nicht motivationisch, motivationizistisch, motivationesk (oder noch gelehrter „motivationesque“)... Das ist tatsächlich ein Allerwelts-Esperanto – nur ohne Regeln der Wortbildung. Tja, solche Demokratie innerhalb der Wortbildung haut schlecht hin.

Eine Frage zum Schluss: Wie nennt man dann denjenigen, der motivational tätig ist? Motivationateur? Motivationist? Motivationikus?

Unsere Akademiker allesamt werden Antworten wissen: mindestens hundert verschiedene! Und sie werden alle genauso zutreffend sein, wie falsch.

© POTZDAM 2003 – Mathias Deinert

| GEKAUFT! |

## Das Kaufhaus kann warten...

... denn Wist (ohne Ressel) ist wieder da.

Von Markus Wicke

Es ist Zeit, Buße zu tun. Wir haben Dir Unrecht getan. Dir: Buchhändler Wist. Als Du damals Deinen und dem Ressel seinen Literatur-Laden zumachtest und die heiligen Räume einer jener seelenlosen Bagels&Coffee-Buden überliebst. Und uns damit eine intellektuelle Heimat nahmst inmitten der Einkaufswüste Brandenburger Straße. Geschimpft haben wir wie die Rohrspatzen. Wie nur Verlassene es tun können. Doch nun haben Dir Dich wieder, Buchhändler Wist. Deine sonore, warme, schnarrende Stimme, mit der Du uns Weltliteratur anpreist, Hof hältst, uns Halt gibst. Eine Insel ist Dein Laden inmitten einer üblen Mischung von dicken Parfümhändlern, die ihre Angestellten für Wahlkampfzwecke zu Ausgestellten machen in peinliche Anzeigen; anderen Buchhändlern mit rotem Schal und ebenso roter Nase, die Vorbeieilenden in geistiger Umnachtung ein devotes Guten Tag gegensabbeln; rotzigen Kassiererinnen eines Supermarktes, der mit Frische wirbt und doch nur Fauliges bereithält. Kurzum, Buchhändler Wist. Du bist ein Zeichen des Aufbruchs für die Brandenburger Straße. Geht alle hin, kauft Bücher bei ihm, das Kaufhaus kann warten.

© POTZDAM 2003 – Markus Wicke



## Aus dem Staub zu den Sternen

Raumfahrt wieder interessant!

Von P. Brückner

Der Weltraum. Unendliche Weiten. Und seit neuestem können nicht nur die Amerikaner und Russen, am Mond vorbei, diesen kleinen Stern hinten links anvisieren, um dann, von der Erdanziehung gehalten, ein ums andere Mal um die Erde herum zu kreisen. Jetzt sind auch die Chinesen Weltraummacht. Genau wie die Klingonen, das Imperium und die Marsmänner. Die Lebewesen, etwa die Ewoks, das Mondkalb und die Venusfrauen, verfallen in ehrfürchtiges Staunen und ärgern sich grün und schwarz, weil sie ob der fehlenden Raumfahrzeuge von der Schwerkraft noch fester gehalten werden als die Erdumkreiser – könnte man jedenfalls denken.

In Wirklichkeit reißt aber eine weitere Weltraumfahrernation niemanden mehr vom sprichwörtlichen Hocker. Die NASA hat Einschaltquoten, die kaum noch so zu nennen sind. Seid dem Weltraumhund Leika und Siegmund Jähn hat man zu viele Geschöpfe in das Weltall geschossen, als dass ein normaler Chinese uns noch sonderliches Interesse abringen könnte. Nachdem vor einigen Jahren Will Smith und Tom Hanks im All herumtigerten, müsste man schon einiges in Gang setzen, um in die Tagesschau oder auf die Titelseite der MAZ zu kommen.

Ein doch recht enges Budget hat die Chinesische Volksrepublik daran gehindert, etwas wirklich Spektakuläres wie eine riesige Mao-Puppe oder Free Willy in den Kosmos zu schicken. Der Bild-Titel „Chinesen schießen Mao auf den Mond! Wann schaffen wir das mit Schröder?“, hätte zwar bestimmt gefallen, war aber einfach nicht drin. Um trotzdem ein wenig Medienaufmerksamkeit zu erhalten, hat man dem chinesischen Weltraumpionier die Bezeichnung Taikonaut verpasst.

Astronaut und Kosmonaut sind dem Rechtschreibprogramm und wohl auch den meisten Schwerkraftgehemmten bekannt. Den ehemals amerikanisch Dominierten geht der Astronaut leichter von den Lippen, die Freunde der verblichenen Sowjetunion lassen nichts auf ihren Kosmonauten kommen. Astronaut kommt vom griechischen Astro, was soviel wie Stern bedeutet, und Kosmonaut stammt natürlich auch aus dem griechischen. Kosmos ist das Weltall. Man mag und mochte aus politischen Erwägungen oder alter Gewohnheit das eine oder andere mehr, jedoch verstehen konnten das alle. Aber Taikonaut?

Diverse Tageszeitungen haben zur Aufklärung beigetragen. Taiko ist chinesisch für Weltraum und naut stammt von Kosmonaut, Argonaut und Autobahnmaut. Macht doppelt Sinn, denn es trifft den Kern der Sache und hat uns mindestens einen Tag grübeln lassen, so dass wir jetzt für alle Zeiten die Erinnerung an Chinas Sprung in den Weltraum im Kopf haben werden.

Insider wussten zu berichten, dass die NASA voll Neid über die geniale Öffentlichkeitsarbeit der Chinesen ihre Weltraumfahrer in Zukunft Gods-own-Country-nauten nennen will. Wegen Urheberrechtsstreitigkeiten mit dem Vatikan wurde aber wieder Abstand von diesen Plänen genommen.

Alle anderen aufstrebenden Weltraum-Nationen werden allerdings wohl die einmal erfolgreiche Strategie aufgreifen. Als nächstes werden den Chinesen augenscheinlich die Italiener ins All folgen. Um sich den ganzen Forschungsaufwand zu sparen, werden sie die ganze Prozedur nur im Filmstudio produzieren. Das soll ja schon einmal mit großem Erfolg praktiziert worden sein. Natürlich wird die gesamte Mission mit großer Ausstattung und aufwändigen Spezialeffekten hergestellt. Und das alles in einem staatseigenen Studio. Dass



der Weltraumreisende Berlusconi heißen wird, liegt ja wohl auf der Hand.

Die Franzosen liefen der technischen Entwicklung lange Zeit hinterher, da sie sich nicht in der Lage sahen, die wissenschaftliche Entwicklung im Ausland zu verfolgen, weil diese überwiegend in einer geheimnisvollen Sprache namens Englisch publiziert wurde. Über den Namen des Piloten allerdings wurde schon vor langer Zeit Einigung erzielt. Sollte er zu Beginn noch Grande Nationaut heißen, zog man dann doch das kürzere, dafür aber um vieles prägnantere und urfranzösische Egalit vor.

Die Deutschen sehen sich ob hohem Haushaltsdefizit, Bildungsmisere und Steuersenkung in den nächsten zweihundert Jahren nicht in der Lage ein eigenes Raumschiff zu bauen. Niemand will wirklich in Betracht ziehen, das teure Raumfahrerrentner ein noch tieferes Loch in die Sozialkassen reißen. Sollte sich allerdings ein Sponsor aus der freien Wirtschaft entscheiden, dieses unnütze Vorhaben voran zu treiben, dann gäbe es vielleicht doch einen deutschen Ritt zu den Sternen. Der Schokoladenhersteller Ferrero soll Interesse angemeldet haben. Bedingung allerdings: die Person im Cockpit müsse bei einem Schokoladen-Engagement Duplonaut heißen. Und das Schiff – natürlich: „Die längste Praline der Welt.“

Viel Bewegung wird also demnächst im Weltraum zu erwarten sein, da ist es gut, dass sich das Gerücht, in Potsdam würde einzig zu dem Zweck, die Minderwertigkeitsgefühle gegenüber Berlin ein für allemal zu beseitigen, ein interstellares Schiff namens „Hochfliegender Roter Adler“ gebaut, um den ersten Günther-Jauchonauten der Welt zum Uranus zu schicken, als nachweislich falsch heraus gestellt hat.

© POTZDAM 2003 – P. Brückner

| ÜBERLAND |

## Kistenweise Visionen

Ausstellung „1 m<sup>3</sup> Visionen“ von Wasa Marjanov im Budapester Goethe-Institut

*Nicht von Marco Schicker*

Es blieb dem Goethe-Institut auch eigentlich nichts weiter übrig. Nach dem „Vakuum“ hat man nun „Visionen“. Die Befürchtungen oder auch Hoffnungen, man verabschiede sich dort jetzt endgültig und dauerhaft ins Metaphysische des unendlichen Nichts werden durch den sehr materiellen Umstand gedämpft, dass die Visionen im Format einer Kubikmeter-Kiste daherkommen. Um damit eine Ausstellung zu fabrizieren, wurde die Kiste lange gewendet, gedreht, beschwazt und durch mehrere Städte geschickt, bis genug Inhalt in ihr scheint. Zumindest nimmt man die vielen Etiketten wahr, die ihr auf der Reise den Stempel des avantgardistisch Völkerverbindenden aufprägen. Dass eigentlich nur eine lose Idee ein paar fixe Institute verbindet, ist der gutwillige Spott des Autoren, nicht aber die Absicht der Kistenpacker.

In der Kiste, die, wie man stolz betont, Teil der Ausstellung ist (ein echter Fortschritt, denn vor kurzem noch bestritten Kisten und Bretter allein solche Schauen) gehen „architektonische Skulpturen, Zeichnungen und Fotocollagen“ auf Reisen. Reisende soll man bekanntlich nicht aufhalten. Wir begrüßen die Kiste dennoch herzlich auf ihrer Station in Budapest, deren Bestimmung es hier sein soll, als "Schaubühne für den flüchtigen Auftritt auf den Brettern, die die Welt bedeuten" zu dienen. Ein hübsches Motto. Noch hübscher und auch viel treffender wäre aber: „Flüchtige Schau von Brettern, die weltbedeutend auftreten“.

Für Belgrad nannte man es "Internationales Konservatorium der herzergreifenden Tonverwirrungen" und in Sofia "Philologische Sammlung unausgesprochener Wortschöpfungen". Das sind ganz schön viel versprechende Ankündigungen für so eine Kiste, deren humoriger Schein leider nur wenig auf den uneingeweihten Betrachter abstrahlt. Es handelt sich um eine der vielen durch die Welt geisternden beziehungslosen Gehirnmasturbationen, für die es viel zu wenig tadelndes Vokabular gibt, das die Grenzen des sittlich Erlaubten nicht überschreiten würde.

Ich glaube, die Kiste war dereinst eine Weinkiste. Denn nur beim gemeinschaftlichen Leeren ihres m3-Inhaltes können solch luxusavantgardistische, unsäglich infantile und offenbar nur für die Erschaffer und deren Claque irgendwie als originell zu verstehende Einfälle entstehen. Zumindest aber könnte man sie so verzeihen.

Die Kiste samt Inhalt ist noch bis 10. Januar 2004 im Goethe-Institut Budapest zu besichtigen.

© POTZDAM 2003 – Nicht von Marco Schicker

| ÜBERLAND |

## Provinz ist ein Ort im Kopf

Wo sich Türen öffnen

Von Astrid Mathis

„Kultur ist etwas für jeden Tag. Und nicht nur das, sie ist auch etwas für jeden Menschen“, proklamierte Elisabeth Seyer zu Beginn ihrer Moderation des Programmes „Celtic Music und starke Texte IV“. Das Ganze hatte seinen Rahmen in den V. Osterburger Literaturtagen (13.10.-19.10.03).

Doch der Vers stammte nicht aus ihrer Feder, wie sie offen zugab. Sie hörte ihn vielfach im Radio. Ein Grund zum Staunen und zur Freude ihrerseits, dass in Zeiten des kulturellen Abbaus im Radio auf den Stellenwert der Kultur verwiesen wird.

Für die Gäste der Literaturtage galt: Wir erleben jeden Tag Kultur.

Ich erlebte lediglich die zweite Hälfte der literarischen Woche. Es war keinesfalls die schlechtere, die schien gar nicht vorhanden.

Am Donnerstagabend wollte ich mir das Theaterstück „Trendy“ im Markgraf-Albrecht-Gymnasium ansehen, das heißt, mein Chef wollte, dass ich es mir ansehe und darüber einen Artikel schreibe. Nicht ich. Der Titel des Stückes sagte mir nichts, und mit diesem Informationsstand trat ich der Leiterin der Gruppe gegenüber. „Trendy“ hat einen ernsten Hintergrund. Zwischendurch war den Schülern das zu anstrengend“, berichtete sie und erzählte rasch die Fabel. Gespannt schaute ich dem Treiben auf der improvisierten Bühne zu. Caro liebt die Serie „Trendy“ und verwechselt bald Fiktion und Realität. „Vergleich doch mal unsere Jungs mit denen aus der Serie“, sagt sie zu ihrer Freundin. Klar, wer besser abschneidet. Noch klarer, dass die Zuschauer lachen. Ernst wird es erst, als Caro Markenklamotten klaut und die Probleme der Serienstars über die eigenen stellt. Die Gefahr, die sich hinter dem „In-sein-Wollen“ verbirgt, ist nicht aus der Luft gegriffen. Vielmehr scheint es eine Krankheit unter den Pubertierenden zu sein. Das Stück, eingepackt in den Soundtrack von „Eiskalte Engel“, unterhält und ist außerdem pädagogisch wertvoll. Reumütig kehrt Caro in die Wirklichkeit zurück.

Während in der Aula der Applaus tost, sprinte ich in die „Altmärkische Kaffeestube“. Hier soll Volkmar Kleinert (Schauspieler am Deutschen Theater in Berlin und in zahlreichen Filmen und Serien) die Tucholsky-Lesung „Was kann ich dafür?“ zum Besten geben.

Mir begegnet zuerst seine Frau, eine äußerst sympathische Person. Mit der Hoffnung, der Schauspieler würde seiner Liebsten in nichts nachstehen, bin ich dem Programm positiv gesonnen. Das ist natürlich untertrieben. Vierzig Jahre jünger, und ich hätte mich Hals über Kopf in ihn verknallt.

Bescheiden antwortete Kleinert auf die Vorschusslorbeeren seines Bekannten, der die Lesung möglich gemacht hatte und zur Begrüßung ein paar Worte sprach: „Wie soll ich das bloß schaffen?“ Falsche Bescheidenheit, wie sie im Buche steht. Der Mann musste doch wissen, was er kann! Das Publikum stahl ihm jedes Wort von den Lippen und schüttete sich aus vor Lachen.

Jetzt war die passende Gelegenheit für ein Foto des Künstlers gekommen. Ich schlich mich nach vorn, kniete nieder - und spürte den Atem der Kollegen zweier Konkurrenzzeitungen im Nacken. Seufz! Ich war zuerst hier!

Die Kollegen waren unmöglich. Kleinert war unmöglich, ES war unmöglich. Ein Meister der Mimik und Gestik – dieser Mann ließ sich nicht scharf fotografieren. Alles war bei ihm in Bewegung. Langsam zog ich mich zurück. Was machte denn mein Kollege da? Er zielte mit der Kamera nur auf die untere Hälfte von Kleinert. Jedenfalls behauptete das meine Tischnachbarin. (Einige Tage danach sah ich doch tatsächlich ein gestochen scharfes Bild des Schauspielers in seiner Zeitung – grrrh!) Also, wenn man die untere Hälfte seines Gegenüber anvisiert, wird die obere Hälfte scharf? Muss ich mal ausprobieren.

Was soll man von der Lesung weiterhin berichten? Es war ein Theaterstück, und Kleinert war Tucholsky. „Die Geschichte von der Kunst, billig zu reisen“ vermeinte er ebenso erfunden zu haben wie „Der kranke Zeisig“. Und er war ein Meister der Pausen, sein bestes Stilmittel, wie in folgendem Beispiel, als er sich zu menschlichen Eigenheiten äußert: „Mancher verlässt sich auf den Charakter.“ – PAUSE. Blick. – „Na ja.“

Seinen endgültigen Durchbruch in die Herzen der Zuschauer schaffte er am Ende der Lesung mit den Worten: „Machen Sie weiter! Pflegen Sie so etwas wie die Literaturtage in dieser Zeit. Provinz ist ein Ort im Kopf, ich mache keine Unterschiede zwischen Berlin und Osterburg.“

Er machte ihn zwischen mir und seiner Frau. Na ja, mir gegenüber blieb er leicht unterkühlt. Er steckte sich nicht einmal seine Zigarette an, derweil ich das Gespräch suchte. Statt dessen hielt er sie in der Hand, darauf wartend, dass ich den Tisch verlasse. Ich schiebe es auf seine Antipathie gegenüber allen Journalisten. Wenigstens seine Frau schenkte mir ein warmherziges Lächeln, als ich ging.

Freitag kam dann für mich der eigentliche Knaller. Lesung des Schriftstellers Reinhard O. Hahn aus Halle in drei 4. Klassen der Hainschule. Das konnte heiter werden, denn die jüngsten Zuhörer sind immer die ehrlichsten.

Sein Auszug aus dem Buch über die Straße der Romanik interessierte wenig. Mich jedenfalls. Überraschend meldete sich die Hälfte der Schüler auf die Frage, ob sie das Buch lesen würden. Mein Gott, sind die höflich! Ein Bienchen bekam Hahn von mir für sein Gespräch mit den Schülern. Ein Mädchen wollte wissen, wen der Schriftsteller auf der Frankfurter Buchmesse getroffen hatte. „Astrid Lindgren?“ – „Leider nicht.“ – „Erich Kästner?“ – „Nein.“ Hahn staunte, ich grinste. „Heinrich Heine?“ – „Nein.“ Nun klärte er die Steppkes über die Lebensdaten der Schriftsteller auf. Die PISA-Studie in allen Ehren, aber

ich bin nicht sicher, ob mir in der 4. Klasse Kästner und Heine etwas gesagt hatten.

Die Neugier der Kinder blieb ungebremst. „Haben Sie Dieter Bohlen getroffen?“ Ja, das hatte er, im vergangenen Jahr. Und er hatte auch das Buch gelesen, nur um sich ein Bild zu machen. Das war nicht seine Literatur, nein, wirklich nicht. „Ich schreibe viel besser, aber ich bin nicht so berühmt wie Bohlen“, belehrte er die naseweisen Schüler. Auch darauf wusste einer die passende Frage: „Wenn Sie tot sind, sind Sie dann berühmt?“ – „Das kann ich nicht versprechen.“

Der Autor packte seine Siebensachen, und wie er so packte, trat ein Mädchen an ihn heran, um nach einem Autogramm zu fragen. Wie ein Bienenschwarm taten es ihr nun die restlichen 38 Steppkes gleich. Für den Fall, dass Hahn mal so berühmt wird wie Bohlen. Man kann ja nie wissen.

Der Freitagabend bestach allein durch die Moderation von „Celtic Music und starke Texte IV“. Die Musik kam von „Friel’s Kitchen“, einer Gruppe, die sich der traditionellen irischen Musik verschrieben hat. Klänge lassen sich nicht wiedergeben, doch eine Sage sei erzählt. Die Steinkreise, die man vielerorts in England finden, haben eine besondere Bewandnis. Einst heiratete ein Paar und feierte ausgelassen. Als es auf Mitternacht zuging, weigerte sich der Spielmann, weiter zu musizieren. Die Braut bettelte, der Mann ließ sich nicht erweichen. Wie aus dem Nichts tauchte ein schwarzer Mann auf und spielte zum Tanz auf. Den Leuten war er unheimlich, aber sie tanzten und hatten die unheimliche Gestalt bald vergessen. Beim Morgengrauen verwandelte er sie in Steine.

Die Musik von „Friel’s Kitchen“ umspielte die Texte der fünf Mitglieder vom „Club Altmärkischer Autoren“. Mucksmäuschenstill lauschten die Zuhörer. Hinterher bemerkten einige sogar, sie hätten sich mehr Literatur gewünscht, der Literaturteil wäre zu kurz geraten. Und das, wo meine Freundin mir ständig in den Ohren lag, die Leute kämen sowieso nur wegen der Musik und wollten keine Texte hören.

Die Lesung der „Federfüchse“, einer Gruppe schreibender Schüler, am Sonnabend ist nicht der Rede wert. Weil sie gut war und man manches einfach erleben muss. Das Thema „Wo sich Türen öffnen“ sprach die Zuhörer an, verdient war der Beifall am Schluss.

Die Krönung, das I-Tüpfelchen der Literaturtage, war die Ausstellungseröffnung des Magdeburger Künstlers Uwe Albert. Dieser ging ein Streitgefecht mit meinem Kollegen voraus. „Gehst du zur Ausstellung?“ fragte er. – „Eigentlich nicht. Ich bin froh, wenn ich nicht mehr schreiben muss.“ – Er: „Nun mach doch mal.“ – „Nein.“ Nach einer Tasse Kaffee hatte ich mir überlegt, ihm doch diesen Gefallen zu tun. „Ich gehe hin.“ – Er: „Nein, ich gehe.“ - „Aber du hast eben noch gesagt, du willst nicht.“ – Er: „Jetzt gehe ich aber, bei mir gibt’s nicht so ein Hin und Her.“ Ich war trotz allem auf der Vernissage und freute mich. Freute mich, weil ich nicht darüber schreiben musste, als ich die Bilder sah. Schwarze und gelbe Malereien. Einem Bekannten flüsterte ich zu: „Ich weiß ja nicht, was du siehst, aber ich sehe überall männliche und weibliche Genitalien.“ – „Ich auch!“ erwiderte er. Ich war beruhigt. Da war meine Phantasie nicht mit mir durchgegangen, es war wirklich so. Der Museumsleiter, der die Vernissage eröffnete, erklärte, Mutterleib und Tod seien ein zentrales Thema in den Arbeiten. Wie gesagt, ich war froh, nicht darüber schreiben zu müssen. Sicher sind die Bilder nicht schlecht, nur Geschmackssache.

Die nächsten Literaturtage lasse ich mir sicher nicht entgehen. Wer weiß, welche Künstler 2004 bestechen werden. Schön wäre jemand wie Kleinert. Nur 40 Jahre jünger. Und ledig.

<http://www.literatur-tage.de>

© POTZDAM 2003 – Astrid Mathis

## Verlärmte Sprachlosigkeit

Das Hamburger Thalia-Theater zu Gast mit Molnárs „Liliom“ im Budapester Lustspielthater

*Nicht von Marco Schicker*

Ferenc Molnár schuf zu einem nicht geringen Teil den Ruhm ungarischer Bühnendichter im Ausland. Vor allem sein „Liliom“, in der deutschen Bearbeitung von Alfred Polgár 1912 im Wiener Josephstaedtischen Theater erstaufgeführt, ist so ein Dauerbrenner der Theater geworden und macht ihn wegen der hohen Aufführungszahl anfällig für ausfallende Bearbeitungen.

Die Inszenierung des Hamburger Thalia-Theaters, zu Gast beim Herbstfestival am Ort der Uraufführung von 1909, versucht das Lokalkolorit, das dem Stück einst das Gepräge gab, das Beispiel, das für das Allgemeine steht, durch Symbolik allgemeingültig zu machen. Das Thalia-Theater zählt zu den besten Schauspielbühnen Deutschlands. Die Angst, das Publikum mit „konventionellem“ Theater zu langweilen oder nicht mehr unterhalten zu können, muss daher mittlerweile eine weitverbreitete große sein.

Es liegt einigermaßen in der Natur des Theaters, das Große, die Symbolik, an einem wohlgewählten Beispiel zu exerzieren. Molnárs Kunst lag darin, im Gewande eines pointierten Boulevardstücks der Budapester Vorstadt, knallharte Gesellschaftskritik auf die Bühne zu stellen. Heute steht nur noch die Gesellschaftskritik auf der Bühne, quasi nackt. Man trennte die durchdachte, natürlich auch zeitgerechte Ausarbeitung, also das eigentliche Stück von der Idee des Autors, die zu dem Stück führte. Diese Trennung ist gelungen. Man führt nur noch die Idee, ja selbst von ihr nur gewählte Schwerpunkte vor, abgenabelt von Zeit und Milieu. Das Beibehalten der falsch verstandenen Werktreue ist allerdings auch kein Garant für Tiefe oder theatralischen Hochgenuss, wie man uns hier in Budapest immer noch zu gründlich vorführt.

Eine Modernisierung oder Fokussierung der Sichtweise muss eine gute Idee nicht stören, doch entsteht so, meines Erachtens, ein anderes Stück, und es verwundert nicht, dass man dann in der Presse nicht mehr von Molnárs sondern von „Thalheimers Liliom“ spricht. Molnárs gesellschaftskritisches Boulevardstück internationaler Güte wird zum stark eingestrichenen pantomimischen Schauspielerballett experimenteller Natur. Was früher sprachlich errungen wurde, wird heute erzappelt. Wird es so verständlicher? Wird es so stärkeres, besseres Theater? Molnár hat in Budapest zur Uraufführung 1909 ziemlichen Skandal gemacht mit dem Liliom. Man warf ihm Unsittlichkeit vor. Wir sind modern geworden. Unsittlichkeit ist eine der Moden. Naturalistische Darstellung zu einer Ersatzhandlung - wie hier gesehen, Ersatzbefriedigung - der Bühnendarstellung verkommen.

Das Textbuch wurde zusammengeschrumpft zur fakultativen Inneneinrichtung für die Sendung des Inszenators. Die Regie erhebt sich über das Stück. Die Kritik von damals hätte also recht behalten, meinte sie nicht moralische sondern theatralische Unsittlichkeit. Man läßt denen die Flinte, die man eigentlich abschießen will.

Der Schauspieler ist zur Hälfte sprachlos, zur anderen Hälfte körpersprachliche Charakterdarstellungsmaschine. Das Piktogramm verdrängt das Bühnenbild. Man verlärmt die Sprachlosigkeit der Protagonisten, wird schweiglos. Gewinnt damit zwar darstellerische Freiheiten, doch sind diese nur vermeintlich, denn die Gefahr des Abdriftens ins unverständliche, postmoderne Soziologen-Gefasel auf Programmheftniveau ist bei der Abkehr vom Theatralischen hin zur installierten Gebärde fasst unvermeidlich. Sie wurde auch hier nicht vermieden. Ein Sieg für den Regisseur wird so zu einer Niederlage des Theaters.



Die Protagonisten, Peter Kurth, Fritzi Haberlandt, Alexandra Henkel, etc. sicherten durch professionalisiertes Engagement und die konsequente Typisierung in Wort und Geste der ihnen zugestandenen Gebärden den Erfolg des Abends und des Regisseurs Michael Thalheimer.

© POTZDAM 2003 – Nicht von Marco Schicker

| TAGEBUCH |

## Potsdam – Meine Liebe

Verteidigung des Paradieses

Von Sandra Schramm

Ich bin in diese Stadt gekommen aufgrund ausgeklügelter rhetorischer Verführungskünste, von denen ich mich in tiefster Seele angesprochen fühlte – um es kurz zu machen – ich habe mich in jenem verhängnisvollen Wintersemester 1996 als Germanistin an der Universität Potsdam eingeschrieben.

Nun war ich also aus rein intellektuellen Gründen in diese Stadt gezogen, die mir aus Kindertagen nur als äußerst dunkelgrauer Ort in Erinnerung geblieben war in dem ich die qualvollsten Hunger- und Dursterlebnisse meiner Kindheit durchlitten hatte (noch heute ist der Versuch an Nahrung und Flüssigkeit im Potsdamer Gartenreich zu gelangen entweder mit der Gründung eines Rüdiger Nehbergs-Fanclubs verbunden oder aber mit dem Besuch eines Potsdamer Gastro-Monopolisten in der gar so weit entfernten, dann aber oasenhaft-lieblich erscheinenden Innenstadt).

Mein 1. Semester fand, aufgrund unangenehmer Wohn- und Verkehrsbedingungen ausschließlich in Golm statt und daher wurden alle meine Vorurteile aufs gründlichste bestätigt. Aber mein Studentenleben nahm seinen vorgezeichneten Lauf und aus dem studentischen 2-Bett-Zimmer wurde eine studentische 2er WG, damit war natürlich der Umzugreigen längst nicht beendet und ich lernte Potsdam auf diese körperlich herausfordernde Art mehr und mehr kennen.

Unerwarteterweise wurde mir diese Stadt langsam sympathisch und Berliner Freunde wurden mehr und mehr zornig zurückgewiesen, wenn sie sich uninteressiert an meinem höchstgelegenen Kleinod Potsdam zeigten. Dabei blieben natürlich ein paar politische Taten auch in Berlin nicht ungehört (bla bla blasystematische Hausbesetzervertreibung, Ignoranz eines rechtsradikalen Problems und Zentrierung auf sinnfreie Bauprobleme, bla bla bla) – so konnte es für mich nicht weitergehen, ein mir-gerechtes Potsdam war daraufhin zu entwerfen.

Einige wenige Eckpunkte eines ausdifferenzierten Kulturplanes möchte ich kurz vorstellen - rein kulinarisch kann man Herrn Gehn am besten hinter dem Nauener Tor in meinem persönlichen Lieblingsitaliener entgehen, das Lapislazuli ist aufgrund rasant um sich greifender Verteuerung und seltsamer Versnobung nur noch in Ausnahmefällen zur Nahrungsaufnahme geeignet. Für ausgedehnte Spaziergänge änderte sich die Empfehlung in den letzten Jahren, aufgrund meiner immer noch wechselnden Wohnungslage und der totalen Überfüllung des Neuen Gartens – eher eine orangene mediterrane Atmosphäre – bin ich zur Erkundung des Havelwegs übergegangen – es lebe ein grün, blaues und herbstlich rotes Neuengland. Die schönsten Sonnenuntergänge, mondbeschienene Buchten, Haubentaucher am Nestbauen. Natürlich gehe ich diesen Weg wenn ich alleine bin, manchmal mit einem gewissen Unbehagen. Natürlich ist gerade dieser Ort, wo

Zivilisation in zivilisierte Natur übergeht, ein Ort, wo hinter der nächsten Wegbiegung der Abgrund lauern kann - doch nicht in meinem Paradies! Möglich in einem der Parks, aber nicht auf meinem Weg zur Entspannung, Tröstung und Erholung – auf keinen Fall.

Aber natürlich doch!

Jemand hebt eines Morgens, während ich nur 200 m entfernt vor genau dem jetzt auch benutzten Laptop sitze, ein kleines Mädchen über den Zaun seines Kindergartens und belästigt es sexuell. Soweit eine Nachricht im von uns so überaus geliebten, weil unter anderem so unglaublich sensiblen PSF.

Bilder vom Ort des Geschehens – Bilder von meinem Weg ins Paradies.

Ist er jetzt nicht mehr, natürlich, nur weil es mal mein Paradies war, muss es das nicht für immer sein. Wer weiß schon, was bei den Leuten, die sich schräg gegenüber gern mal laut anschreien, sonst so passiert.

Aber das heißt noch lange nicht, dass ich nicht supersauer sein kann und mich schrecklich elend fühle. Noch dazu steht eindeutig fest, das es nicht besser wird, wenn ich am nächsten Nachmittag beim Überqueren der Ampel in ein Kamerateam renne, das gerade versucht sich zwischen eine Mutter und ihr Kind zu drängen und dabei bestimmt ganz intellektuelle, unglaublich feinfühliges Fragen stellen wollen. Toll! Danke! Habt ihr sie noch alle? Erst zerstört so ein Perverser meinen einzigen vollständigen romantisierten, wunderschönen Platz und dann werde ich noch auf verschiedene Unausweichlichkeiten im Medienzeitalter hingewiesen.

Ich brauche das nicht, ich weiß das, ich kenne Dunkel Ziffer e.V., ich lese immer mal den Freitag, ich weiß die Klimakatastrophe ist da, die unausweichliche Wasserknappheit nahe, der Mensch ist an sich nicht gut. Danke! Mein Wissensschatz in diese Richtung ist übertoll. Meinetwegen kann jetzt gern Schluss sein, ich habe alle rationalen Konsequenzen daraus gezogen und bin total durchreflektiert. Ich weiß natürlich auch, dass das überhaupt nichts hilft. Wie gesagt: Danke, ich habe es begriffen!

Danke auch Quentin Tarantino, der mir ganz unerwartet ein Lösungsangebot für die diesmalige Krise geschickt hat:

RACHE IST EIN GERICHT, DAS AM BESTEN KALT SERVIERT WIRD –

mit dieser Perspektive kann man weiter leben, an der sonnigen Havel und auf der Suche nach ein paar Selbstverteidigungskursen.

© POTZDAM 2003 – Sandra Schramm



## Frauenmode

Damals – heute

Von Mathias Deinert

Ein Seminar: „Viktorianisches Zeitalter“. Neben uns sitzt eine Frau, nicht älter als zwanzig. Ihr Haar hat sie bleichen lassen – und zwar so lange, dass sie es (kraftlos wie Watte) nur noch mittels Haarlack in eine frisurähnliche Form sprühen konnte. Aus ihren gezupften Augenbrauen und aus der geschminkten Unterlippe glänzen Silberringe. An einem Eckzahn klebt ein künstliches Edelsteinchen. Ohrstecker ergänzen den Kopfschmuck.

Ihre Brüste sind mit einem gepolsterten BH nach oben gepresst, und ihre Bluse ist so kurz, dass sie bei jeder gebeugten Bewegung nach vorn den Blick auf nacktes Fleisch freigibt, nämlich auf den halben Po und die Nierengegend. Ihr Jäckchen tut das gleiche. Bei jeder Beugebewegung sehen wir auch, was sie drunter trägt: Strichschlüpfer.

Draußen ist's kalt, doch Sichfreifühlen ist oberstes Gebot! Nur die Füße sind eingepfercht in klobige bunte Klötze, die bei allen ihres Alters angesagt sind.

Diese junge Frau räuspert sich, weil sie an der Reihe ist. Sie wird uns sagen, was ihr Vortragsthema ist. Sie steht auf – fast platzen ihre Hinterbacken aus der Hose – und meint: „Also ich möchte gern über Mode im Viktorianischen England referieren: Wie gesundheitsschädlich ja die Mode damals war, also gerade auch für Frauen: also mit den Miedern und Korsetts und den Drahröcken und den steifen Hüten und Kragen.“ So spricht sie.

Alle schweigen.

© POTZDAM 2003 – Mathias Deinert

## Berliner Theaterbrief

Pester Lloyd, 12.7.1916, Morgenblatt, Feuilleton

Von Stefan Großmann\*

*Entstaubt! – Berlin-Potsdamer Stadtgeschichte(n) aus Archiven gekramt*

*\* Nachfolgender „Berliner Theaterbrief“, ein rundumschlagender, pointierter Saisonrückblick aus dem Jahre 1916, stammt aus dem PESTER LLOYD (1854-1945, wieder ab 1994), mit seinem einst berühmten doch leider weitgehend vergessenen Feuilleton. Der Autor führt uns nicht nur auf unterhaltende Weise berühmte Akteure (von Leo Blech bis Max Reinhardt) und bewegende Ereignisse der damaligen Kulturwelt vor, sondern zeigt, dass vermeintlich moderne Erscheinungen, wie zum Beispiel die Open-Air-Gigantomie á la Drei Tenöre oder diverse Festivals, keineswegs so neu sind. Sie scheinen eher chronisch zu sein...*

Das größte, nein, das längste und das breiteste Theaterereignis war die Aufführung im Deutschen Stadion. Natürlich war es schön, einmal wieder vierzig- oder fünfzigtausend Menschen beisammen zu sehen. Die Sonne schien, das ovale Amphitheater des Stadion glitzerte und strahlte und wirbelte von Zehntausenden weißen, schwarzen, roten, gelben Pünktchen, und jeder dieser Kleinwinzigkeiten in der ungeheuren Steinarena, war ein lebendiger Mensch. Schon daß es auch jetzt soviel Menschen in Berlin gibt, wollte man leibhaftig sehen. Die Straßen sind ja jetzt betrübend leer...

In diesem wogenden Durcheinander lebte ein Stück Sommersonntag vergangener Tage, eine beruhigende Friedensreminiszenz, ein beglückendes Gefühl der unerschöpflichen Massenhaftigkeit des deutschen Volkes. Ja, wir Zuschauer im Stadion boten am achtzehnten Juni den mitwirkenden Schauspielern ein unvergeßliches Bild! Gewiß, auch da unten wirkten zweitausend Leute mit. Aber wir in der weiten Runde waren doch die Mehreren, und es hätte sich gebührt, daß uns die dünn verteilte Minorität der Akteure auf der Festwiese mit hellem Applaus begrüßte. Wir waren das imposantere Bild! Übrigens, Applaus: Das Stadion ist so groß, daß der stärkste Applaus sich nur wie ein fernes, dünnes Springbrunnenplätschern anhört. Fürs Stadion muß nicht nur der Regisseur, sondern auch der Zuschauer nach neuen Ausdrucksmitteln suchen. Das nächste mal müssen wir und dreißig- oder vierzigtausend Kindertrompeten mitnehmen, um unsere Zustimmung halbwegs hörbar auszudrücken.

Herr Direktor Viktor Barnowsky hatte die Spielleitung übernommen. Mir wurde erzählt - und die Mitteilung ist aus inneren Gründen glaubhaft -, daß Reinhardt, als man ihm das Arrangement dieser Freiluft-Vorstellung antrug, sein schweigsam-bedenkliches Gesicht machte und schließlich sagte: „Das Stadion ist zu groß. Man würde kein Wort verstehen.“ Ich habe mich in den letzten Tagen an dem Gedanken belustigt, was Otto Brahm gesagt hätte, wenn man ihm mit dieser großen, allzu großen Zumutung gekommen wäre. Ich denke, er hätte gar nichts gesagt, nur eine Weile mit dem Zeigefinger stillvergnügt auf seiner Backe getrommelt und dann den Antragsteller mit wortloser Höflichkeit hinausgeleitet. Sein Erbe, wie eine vertrauensvoller Anhängerschaft Herrn Barnowsky zuweilen nennt, - nun, ich will einmal erzählen, was sein Erbe tat.

Zuerst ließ er die „Festwiese“ aus den „Meistersingern“ aufführen. Ehe die Vorstellung begann, wunderte ich mich, wie kümmerlich und unfestlich die weite Stadionwiese aussah. In der Mitte war ein Podium errichtet, ein eingezäunter Festplatz. Ein paar Stangen, Fahnen und Fähnchen. Hier hätte über den weiten Plan eine Fahnenorgie hergehört! Die ganze Wiese hätte eine Meer von fliegenden Fahnen und Farben sein müssen. Stattdessen war die sparsam andeutende Ausstattung des Guckkasten-Theaters auf den freien Riesenraum übertragen worden. Das ergab eine powere Festlichkeit. Jeder Architekt, der einmal einen Fürsteneinzug zu arrangieren gehabt, würde die Kümmerlichkeit dieser Festwiese auf den ersten Blick erkannt haben. Dann kam ein hübscher Moment: die Festwiese wurde belebt. Mädchen in farbenfrohen altdeutschen Kleidern liefen herein, sich überpurzelnde Kinder, und noch etliche lebenswürdige Statistendetails, die man sich aus dem Durcheinander herauspflücken konnte. Da marschierte eine reiche Patrizierin im Schleppekleid, dessen Ende ein Page mit Sorgfalt trug, dort wurde ein Reigen getanzt, hier balgten Buben im Gras. Details, Details, Details. Auf einer Fläche von soundsoviel Kilometern konnten sie dann und wann bemerkt werden.

Aber dann hob Leo Blech die Arme und das Orchester zeigte sich dem Raume gewachsen. Es war freilich vielfach verstärkt. Sieben Harfen, zweiundzwanzig Bässe, nicht zu zählendes Blech. Jedes Pianissimo hing freilich in der Luft, aber man konnte es sich dazu träumen, und das gab dem Orchester vielleicht einen besonderen Freilichtzauber. Bei dem ersten Solo atmete man auf. Gott sei Dank, die menschliche Stimme hatte gesiegt! Allerdings saß ich auf der Journalistentribüne den Sängern gegenüber. Auf anderen Stellen placierte Zuschauer, die im Rücken Jadowkers saßen, waren weniger befriedigt. Vielleicht sollte man bei solchen Aufführungen nicht nur die Harfen, Geigen, Kontrabässe verstärken, sondern auch vier Tenöre, Baritone, Bässe zu gleicher Zeit singen lassen, für Süd und Nord und Ost und West je einen Siegfried, einen Hans Sachs, einen Beckmesser. Im Programmheft hatte ein Schwärmer ungefähr verkündet, daß diese Aufführung so etwas wie eine neue Form künstlerischer Regie darstelle. Sie wird erst erklommen sein, wenn vier Jadowker auf

einmal loslegen!

Immerhin, die Sonne schien, ein Chor von mehr als tausend Stimmen strömte festlich über die sonnige Wiese. Das heitere Pathos der „Meistersinger“ dröhnte. Blech kegelte sich die Arme aus, Blech siegte. Es war ein Eindruck von Frühlingsabend, Musik, deutschen Massen, Friedensakkorden. In der Pause noch dreißigtausend Glas Pilsener und die Stunde wäre unvergleichlich gewesen...

Dann aber kam „Wallensteins Lager“ - ohne Blech. Das Lager war dieselbe Festwiese-Feldgraue Theaterarbeiter hatten das Podium und die Fahnenstangen weggeräumt. Dann wurde der erste lustige Eindruck der Festwiese wiederholt. Abermals purzelten Kinder und Soldaten auf den Plan, abermals wurde mit fünfundsechzig kleinen Details Lagerleben angedeutet... Hier ritt eine Schwadron eisengeschienter Reiter auf herrlichen Rossen ein. Das war unzweifelhaft der stärkste Eindruck des Abends: die Reiter! In diesem Augenblick hörte man sogar den Applaus im Stadion. Daneben wieder allerlei nette kleine Züge. Stroh wird verbrannt. Kleine Feuer, Rauchwolken. Kinder spielen mit den Schwertern der Krieger. Ein kleines Mädchen übt sich auf einer Stute und purzelt herunter... Lauter hübsche Züge innerhalb der drei Wände der Guckkasten-Bühne, zu klein für diese ungeheuren Dimensionen. Plötzlich wurde man gewahr, daß in irgend einem Gedränge längst schon die Schillerschen Verse gesprochen werden. Wo denn? Allgemeines Suchen mit dem Feldstecher. Hatte man einen Sprecher endlich erwischt, verlor man ihn schnell wieder aus den Ohren. Da niemand Schalltrichter mitgenommen hatte, wie es für diese letzte Stufe unserer theatralischen Entwicklung nötig gewesen wäre, hat man an diesem Nachmittag von „Wallensteins Lager“ fast nichts gehört, ausgenommen die Kapuzinerpredigt des Herrn Vallentin, der sich an dieser imponierenden Ausrufearbeit hoffentlich nicht für Wochen die Stimme verdorben hat. Zu denken aber, daß diese roheste Hausknechtsarbeit der Kehle nun vielleicht Epoche machen soll, ist schänderhaft.

Solche Ausstattungsscherze gegen den Dichter nennt man Reinhardismus, den Reinhardt selbst, gottlob, wieder hinter sich gelassen hat. Freilich wären ihm nicht nur zweiundsechzig Details und sechsundvierzig Volkslebennuancen eingefallen, sondern eine starke Grundidee, eine prachtvolle malerische Vision. Reinhardt hätte vor allem die Vorstellung um anderthalb Stunden später anfangen lassen, und sein wichtigster Regiegedanke wäre der sinkende Abend gewesen. Er hätte die Nacht auf „Wallensteins Lager“ langsam sinken lassen und das wäre zur sonnigen Festwiese der starke, dunkle Kontrast gewesen. Wahrscheinlich hätte er auch die Ebene des Stadions irgendwie weggezaubert, aus ein paar Riesenzelten mit kuriosen Beleuchtungen im Innern hätte er den Zauber einer Kriegsnacht, vielleicht mit blutigem Himmel, vielleicht in ausgegossenem Mondlicht vorgeführt. Jedenfalls hätte er sich nicht damit begnügt, dem grandiosen Raum mit hundert kleinen, braven Mittelchen des phantasiearmen Naturalismus nahezukommen.

Reinhardismus ohne Reinhardt. Diese letzte Stufe der Entwicklung des deutschen Theaters wollen wir, auch zu wohltätigem Zweck, nicht wieder erklimmen!

Im übrigen wird die Spielzeit fröhlich bestattet. In jedem Berliner Bezirk wird eine Posse ausgegraben. Auf der Volksbühne wird „Robert und Bertram“, der uralte Gaunerschwank, mit neuen Coupletstrophen voll Neuberliner Grazie gegeben, im Kleinen Theater bemüht man sich, aus einem verstaubten Benedix Lustigkeit zu pressen und im Deutschen Theater wird allabendlich wirklich gelacht, weil dort Max Pallenberg, Deutschlands komischster Komiker, als Böhme in Kadelburgs „Familie Schimek“ täglich Zuschauer und Mitspieler in so unbeschreibliche Lachlust versetzt, daß das Spiel auf der Bühne minutenlang aussetzen muß, damit die Leute sich wieder sammeln können. Es ist ein ungewöhnliches Verdienst, in diesen schweren Tagen – bei Berlinern, die nicht leicht lachen - als eine solche Quelle

kräftiger Fröhlichkeit zu wirken. Warum gibt es für solche Leistungen nicht auch Auszeichnungen? Die Elastizität des Geistes, die Gesundheit des Gemüts, der ganze geistig-seelische Verdauungsprozeß wird durch diese Naturkraft des Humors gefördert. Ich habe Offiziere, denen noch die grauenhaften Nächte von Verdun im Gesicht geschrieben standen, hier mit Lachtränen in den Augen gesehen! Das kommt daher, daß Pallenbergs Lustigkeit an jedem Abend neu geboren wird. Er klebt nicht am Text, er balanciert über die Stichworte, so ein harmloser Schwank ist für ihn nur eine Gelegenheit, diese bucklige Welt tief sinnig zu verulken. Solche unzerstörbare Lustigkeit verdient einen Orden. Vorläufig muß der Arme sich allabendlich mit dem größten Honorar begnügen, das im deutschen Theaterbetrieb bisher gezahlt wurde.

(Quelle: Archiv des Pester Lloyd. [www.pestlerloyd.de](http://www.pestlerloyd.de))

**(Stefan Grossmann**, geboren am 18. 5. 1875 in Wien, gestorben am 13. 1. 1935 ebenda. Grossmann war einer der prominentesten linksliberalen Publizisten seiner Zeit. Er war Redakteur der "Wiener Rundschau" und der "Arbeiter-Zeitung" sowie Mitarbeiter der "Zukunft" und der "Schaubühne". 1906 gründete er die "Freie Wiener Volksbühne". 1913 ging Grossmann nach Berlin und wurde Feuilletonredakteur der "Vossischen Zeitung". Zwischen 1920 und 1927 war er Mitherausgeber der Wochenschrift "Das Tage-Buch", in der zahlreiche prominente Autoren der Weimarer Republik publizierten. Öffentliches Interesse erregten bereits sehr früh Grossmanns sozialkritische Reportagen (hier vor allem "Österreichische Strafanstalten", 1905) und ein Drama über den Strafvollzug, "Der Vogel im Käfig" (1906). Die Novellen aus der Wiener Zeit sind von der Darstellung lokaler Wiener Milieus geprägt. In zwei Schlüsselromanen verarbeitete Grossmann kritisch seine Erfahrungen mit der Wiener Sozialdemokratischen Partei und deren Vorsitzendem Viktor Adler ("Die Partei", 1919) sowie mit den Presseverhältnissen der 20er Jahre ("Chefredakteur Roth führt Krieg", 1928). Grossmanns Hauptwerk ist seine Autobiographie "Ich war begeistert" (1930), die ihren Verfasser als Repräsentanten eines assimilierten Judentums ausweist. (Quelle: Österreichische Nationalbibliothek))

© POTZDAM 2003 – Recherche: Marco Schicker

## | STÄNDIGE AUTOREN |

### Mathias Deinert

Jahrgang 1977, lebt, liebt und wirkt in Potsdam und Guben.

### M. Gänsel

geboren 1972, kommt aus Guben und wohnt in Potsdam-West.

### Markus Wicke

seit 30 Jahren Altmärker, seit 10 Jahren Potsdamer.

### P. Brückner

1971 in Oschersleben (nicht Aschersleben) geboren, wohnt seit 1996 in Potsdam-West.

### Siobhan Groitl

Jahrgang 1971, Bayerin, Potsdam-studiert, wohnhaft in Berlin.

### Andreas Kellner

gebürtiger Uckermärker (1979 in Schwedt), seit 1998 Student in Potsdam, Redakteur beim "bernd" (Studizeitung für Potsdam).

### Astrid Mathis

alt genug, um Texte zu verfassen, lebt und leidet seit 4 Jahren in Golm und Berlin.

### ThiloS

Jahrgang 1966, Wessi, schön, gutaussehend, erfolgreich! Und ein Lügner. Mehr unter <http://www.hinrichtungskomitee.de>.

### Marco Schicker

geb. 1971 in Berlin, lebt z.Zt. als Kritiker und freier Autor in Budapest.

### Hans-Jürgen Schlicke

1956 geboren, Berliner. Hat aber im Grunde genommen nichts gegen Potsdamer.

### Sandra Schramm

geboren und eine ganze Weile in Dessau gelebt; studieren gewollt, in Potsdam gelandet.

### Diana Stübs

21, Ostseekind, ledig.

## | REDAKTION |

Mathias Deinert, M. Gänsel, Markus Wicke

## KONTAKT |

[redaktion@potzdam.de](mailto:redaktion@potzdam.de)